

# Die Neue Welt

Nr. 44

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

## — Kees Doorik. —

Roman von Georges Eckhoud.

(Fortsetzung.)

III.

Wie der Direktor des Waisenhauses es vorhergesagt hatte — und gewiß glaubte er nicht, ein so guter Prophet zu sein — besserte die rauhe Luft des Bolders das Gerippe von Kees Doorik wieder aus.

Zum großen Erstaunen des knauserigen Nelis Cramp kamen Stärke und Gesundheit dem guten Willen des winzigen Knechtes zu Hilfe. Lange hatten die Leute von Dinghelaar sich über diesen aufgehakten, und Manche hatten sein Schicksal bemitleidet, weil sie überzeugt waren, daß dieses arme kleine Pflänzchen aus der Stadt auf dem Weisshofe völlig welken und absterben würde. Desto mehr war die ganze Pfarrei über die rasche Umwandlung des Jungen erstaunt.

Kees arbeitete wie ihrer Zwei, schreckte vor nichts zurück und ruhte keine einzige Stunde an den Werktagen. Durch seinen Fleiß verrichtete dieses kleine Männchen seinem Meister mehr Dienste, als die Arme eines starken Bauernferls von zwanzig Jahren dem knickmäuserigen Bauern geleistet hätten.

Der Pfarrer und der Lehrer nahmen Interesse an dem geweckten Schwarzkopf, der seinen Katechismus her sagte, ohne zu stottern, und der auch für die Musik Fähigkeit zeigte. Der Eine kleidete ihn von Kopf bis zu Fuß am Tage seiner ersten Kommunion, der Andere lehrte ihn das Klapphorn blasen und bei der Messe dienen. Deshalb waren die Jungen der Umgegend über diesen Sinnstling neidisch und warfen ihm heimlich seine Geburt vor. Ihre Tücke zeigte sich nur in versteckten Mordgeleien, denn die starken Muskeln des Findelkinds, des „Armenkinds“, wie die Wichte ihn nannten, stießen ihnen einigen Respekt ein. Kees ergab sich ganz willig darein und suchte seinen Verrger zu unterdrücken, indem er ruhig weiter arbeitete. Er fand übrigens eine Entschädigung dafür, als der bedeutendste Grundbesitzer des Dorfes, der sich beliebt machen wollte, mit seinem eigenen Gelde einen Musikverein gründete und auf die Empfehlung des Pfarrers und des Schulmeisters das Solohorn dem verstoßenen Jungen anvertraute. Diesmal waren die Neidischen gezwungen, einem so beschützten Nivalen ein freundliches Gesicht zu machen, wenn sie nicht dem Herrn mißfallen wollten.

Inzwischen hielt Nelis Cramp, dem der Junge aus dem Findelhanse in so unerwarteter Weise hilfreiche Hand leistete, den Augenblick für gekommen, wo er sich demselben anschließen sollte, und er erklärte den Philanthropen aus der Stadt, er sei bereit, von jetzt an für den Kleinen zu sorgen. Er theilte Kees seine Absicht mit, ihn zu den Pfingstknechten zu zählen und ihm nicht bloß wie den

Lehrlingen freie Kost und Wohnung zu geben, sondern ihn auch noch wie einen Arbeiter zu bezahlen. Als Kees, der damals etwa fünfzehn Jahre alt war, das hörte, war er fast gelendet. Der Lohn hätte irgend einen Anderen lächerlich erscheinen, aber für den armen Verlassenen war das eine erste Gunstbezeugung des Glückes. Nelis Cramp schien ihm der freigebigste aller Meister zu sein. Er sah ihn in einem ganz anderen Lichte als das Dorf, und er liebte ihn wie einen Wohltäter. Nachdem er wegen seiner Schwächlichkeit von den Drakeln in der Stadt aufgegeben worden war, verdankte er ja auch in Wirklichkeit diesem Bauern das Leben.

Der Schlaupfopf verfehlte aber auch nicht, sich dieser Kur, die den Wundern von Gal an die Seite gestellt werden konnte, zu rühmen. Er schlug mit der Hand auf den breiten Rücken des Jungen, indem er zu ihm sagte:

„Siehst Du, Kerl, vor fünf Jahren hätte man Dich noch ganz in Deine Trompete stecken können. In der Stadt wollte man Dich schon begraben. Ich selbst hätte keinen Pfennig auf Deinen Kopf gesetzt. Und sieh, wie Du Deinen Krauskopf jetzt so hoch und gerade trägst! Diese Backen, diese Schenkel, diese Arme sind hier auf dem Weisshofe bei Nelis Cramp fett geworden.“

Obgleich die Rolle des Pflegevaters in dieser durch die Übung, die freie Luft und die Atmosphäre der Ställe hervorgerufenen Umwandlung sehr unbedeutend war, so hatte Nelis Cramp doch Recht, sich zu freuen. Zu fünfzehn Jahren stellte Kees Doorik schon einen klüchtigen Burschen dar. Des Sonntags nach der Messe schauten die Frauen mit Wohlgefallen nach dem kleinen Knecht vom Weisshof mit seinem blanleinenen steifen Kittel, der am Hals gefaltet war, seinem weißen Krage, seiner Mütze, die kokett zur Seite hing, seiner Hose von schwarzem Tuch und besonders seiner rothen, frischen Farbe, seinem Krauskopf, seinen schwarzen Augen, wie die eines Spaniers, eines „Signors“.

Außer den Übungen des Musikvereins „Amicitia“, welche Mittwochs stattfanden, hatte Kees wenig Zerstreuungen. Nur an den Festtagen geschah es manchmal, daß er nach der Messe in das Wirthshaus „Zur Gule“, gegenüber dem Kirchhofe, ging, welches von Sipido, dem Gehilfen des Todtengräbers, gehalten wurde. Während des Nachmittags blieben seine Kameraden überall hängen, denn sie konnten es nun einmal nicht unterlassen, aus einem Wirthshaus in's andere zu gehen, wenn nicht eine Kirme sie mit ihrem Schätze in eine benachbarte Pfarrei rief.

Gewöhnlich verbrachte Kees den Sonntag allein

auf dem Hofe und übte sich auf seinem schönen Horn, das wie Gold glänzte. Seine Zungenstöbe und seine Triller lockten manchmal Maulaffen an; diese redeten den unermüdbaren Solisten über die Weisshofhecke an und gingen dann weiter, wenn sie einsahen, daß sie ihn nicht verführen konnten, und sie zuckten die Schulter ob dieser Profanation des trügen Sonntags.

Zuweilen sah Kees sich jedoch als Mitglied der Amicitia gezwungen, eines von den Wirthshäusern zu besuchen, die von anderen Mitgliedern gehalten wurden. Er begleitete dann seine Kameraden, und man endigte immer mit der „Brellschente“ beim Bürgermeister Filip Sap, wo die jungen Leute durch das gute Bier und besonders durch die liebenswürdige Tochter aus dem Hause, Bella Sap, angezogen wurden. Bella war ein blondes Mädchen von zwanzig Jahren, klein und dick, immer lachend, mit hellen Augen, dicken Lippen, vollen Wangen, die ein wenig gefleckt waren, weshalb der Kupferschläger Ghjel Dhaenens, einer der Liebhaber Bella's, sagte, die schönsten Früchte seien immer angestoßen.

Filip Sap, der zugleich Bauer und Wirth war, hatte seine Frau verloren, die ihm fünf Kinder hinterließ, von denen drei noch unerwachsen waren. Er übertrug dem ältesten Mädchen Bella die Führung der „Herberge“ und der Hauswirthschaft, die Versorgung der Kleinen, während er mit seinem Sohne Tist, der schon groß und stark war, im Hofe oder auf dem Felde arbeitete.

Die Brellschente war am Ende des Dorfes gelegen, dort, wo die Lutwepener Landstraße und mehrere andere Wege sich kreuzten. Es war eines der besuchtesten Wirthshäuser von Dinghelaar. Die Fuhrleute und die Gemüthshändler verfehlten nie, dort Halt zu machen. Die Gendarmen von dem Grenzposten, die Artilleristen von dem Braßchaeter Polygon fanden immer Zeit, sich ein Gläschen Genever herausbringen zu lassen, ohne abzusteißen, und dabei dem frischen Bauernmädchen einige Komplimente zu machen. An den Samstagen hielten sich die Maurer und die Erbarbeiter, die aus der Stadt kamen, auch noch in der Brellschente auf. Staubbedeckt, ihr Handwerkszeug auf der Schulter, mit dem Lohn von sechs Arbeitstagen in der Tasche, zechten sie vor dem Comptoir. Sogar die, welche vom Trinke bössartig und heintückisch wurden, ließen sich durch den heiteren Humor und die ungefühltesten Entgegnungen des Mädchens entwaffnen und gingen lachend davon.

Am Sonntag kamen die Bauern in der Brellschente zusammen. Die jungen Burschen, fein herausgeputzt, frisch rasirt, fanden der Reihe nach vor den Bierpumpen, welche durch die dicken Arme

Bella's beständig in Bewegung gehalten wurden. Weber Spötteleien noch gemeine Späße konnten Bella ihre machen. Sie reizte die Possenmacher noch mehr, duldete die gefälztesten Erklärungen und erlaubte sogar irgend einem vertwegenen Burschen, sie in die Seite zu kneifen oder ihre kräftigen Armmuskeln zu befühlen, aber sie gab jedem eine schallende Ohrfeige, der es wagte, sie zu küssen oder unter ihrem Halsstuch herumzuwühlen.

Auf den Skirmessen zu Dinghelaar und zu Bittie, auf den Festen der Amicitia verfehlte sie nicht einen Tanz; sie ermüdete ihre Begleiter, trank aus allen Gläsern, die ihr dargeboten wurden, aber im Uebrigen traute sie den Bauerburschen nicht zu viel. Des Abends, wenn sie nach Hause ging, ließ sie sich von Flip oder Liff Sap begleiten. Das verhinderte die abgewiesenen Freier und die Betischweßern nicht, Bella eine ganze Reihe kompromittirender Abenteuer zuzuschreiben, und diese Geschichten fanden nach und nach so viel Glauben, daß die meisten Leute die Tochter des Bürgermeisters als ein unüberlegtes und leichtsinniges Mädchen ansahen, wenn sie auch nicht immer ihr Betragen als unanständig bezeichneten. Mehr als ein passender Bewerber hörte auf diese Verleumdungen, die durch die freien Manieren Bella's noch genährt wurden, und verzichtete darauf, eine der reichsten Erbinnen aus der Gegend um ihre Hand zu fragen. Diese verfehlten Verbindungen konnten jedoch der hübschen, lustigen Schwester keinen Betruß machen. Sie ließ die Leute reden und fuhr fort, gut zu essen und zu lachen.

In Wirklichkeit wünschten sich die meisten in Bezug auf dieses runde, offene Mädchen, das unter seinem flatterhaften, ausgelassenen Neuzern den geraden, praktischen Sinn, die Tüchtigkeit, die Sparbarkeit, kurz all die Tugenden barg, welche ein Bauer bei seiner Gefährtin zu finden wünscht.

Flip Sap, der hübsche Bürgermeister, und Liff konnten sie besser, als die anderen Leute. Sie wenigstens wußten, wie viel Arbeit dieses süßliche Mädchen verrichtete, das immer an's Tanzen zu denken schien und immer daran war zu spazieren, und das nicht im Stunde zu sein schien, irgend ein verunflügtes Wort zu reden; sie wußten, wie viel gesunde Unterscheidungskraft in diesem angeblühten Bindkopfe herrschte.

Zu verschiedenen Malen waren Skandalgerüchte zu Ohren der beiden Männer gekommen. Dann geriethe sie in Zorn, und Liff Sap, ein kräftiger, solider Kerl, suchte nach dem Verleumder, um mit ihm abzureden, aber wie es gewöhnlich geschieht, häuete dieser sich wohl, hervorzutreten, und Niemand wußte, wo die Gerüchte hergekommen waren.

Nach und nach beruhigten sich Vater und Sohn, da sie Beide von Natur aus gutmüthig und friedlich waren. Bella's Philosophie trug noch dazu bei.

"Na!" sagte das Mädchen mehr als einmal, "laß sie nur reden, Vater; ich will mich nicht verheirathen, Du hast mich noch nötig, und ich bin auch zufrieden hier bei Dir."

Bella führte die Bücher des Hofes, bezahlte die Arbeitleute, verrichtete die Hausarbeiten und fand noch Zeit, dem hübschen Bürgermeister seine Arbeit zu verrichten, die ihm jeden Morgen aus dem Gemeindehause gebracht wurde. Sie war es, die die Briefe besorgte, die die anständigen Leute und die Begabtesten jenseits und mit dem Feldhüter beauftragte. O ja, Flip Sap konnte sie besser!

Wann Dees Doort in die Prellschente kam, sah Bella ihn nicht von den Andern zu unterscheiden. Sie behandelte ihn mit der ungeschliffenen Permissivität eines älteren Hausvaters, ließ über seine Eingezogenheit, schickte ihn durch launische Aufschläge und durch ungenügende Fragen ein und gab sich den Anschein, als ob sie nicht gehört hätte, was er besagte, und legte ihm braunes Bier statt hellem vor oder umgekehrt. Dees empfand vor dem hübschen Mädchen einen gewissen Respekt. In ihrer Gegenwart erwählte er sich polterte wie ein Knecht vor dem Geringemüthigen. Er ging fast nur gegen seinen Willen in die Prellschente. Es gab Augenblicke, wo er bei dem Geschick des jungen Mädchens beinahe Thänen der Sehnen in die Augen bekam, und wo der helle Blick Bella's wie eine Nadel in seine Augen einbrang.

Dees, schüchtern und unerfahren, wie er war, dachte nicht im Entferntesten daran, daß diese Dragonerin schon seit Langem eine unbeeinträchtigte Sympathie für ihn hegte, und daß sie gegenwärtig dieses Gefühl zu unterdrücken suchte, damit es sich nicht in eine entschiedene Hinnneigung umwandeln sollte. Das ehrliche Gesicht und die vortheilhafte Gestalt des kleinen Knechtes vom Weisshof hatte sie bereits gewonnen, aber noch mehr der gute, schmeichelhafte Ruf desselben.

Dees Doort galt schon als einer der einflussvollsten Bauern aus dem Polber, und er that es schon manchem Erwachsenen und sogar manchem alten Mann zuvor. Der würdige Flip Sap rühmte bei Bella fortwährend den wunderbaren Instinkt und das Genie dieses jungen Burschen. Oft entsprach das Resultat der Eintheilung in Schläge auf den Feldern des alten Cramp den Vorhersagungen des Bürgermeisters und anderer Aeltern nicht. Ein unbetontes Verständniß ersetzte bei jenem Lehrling die wackelnde Erfahrung der Auguren jener Gegend. Die Erde, voll Dank für diesen rüstigen Arbeiter, der immer mit ihr beschäftigt war, ließ sich alle ihre Geheimnisse von ihm entlocken.

Es ist nicht unsonst, daß man täglich die Kruste der Erde zermalmt, daß man der ewigen Erzeugerin beständig mit seinen muskelstarken Armen zu Hilfe kommt und sie mit dem Thau seines Schweißes erfrischt, daß man ihre Eingeweide mit dem Pfluge eilt und der Schaar zerreiht, um die Keime der Ernte darin zu bergen, daß man die Früchte derselben gegen die Launen der Jahreszeiten, das Emporwuchern des nimmerstatten Unkrauts, den Zahn der Nagethiere, die Ueberschwemmungen und das Feuer verteidigt, denn dadurch lernt man sie auch als die feinnige ansehen, die weite, nährrende Scholle. Daher kommt es, daß man sogar bei den niedrigsten Bauern eine hartnäckige Begierde nach einem eigenen Erdenwinkel, nach einem Theile der ertragreichen angeschwemmten Erde findet. Der ganze Zweck seines Lebens besteht in dem Grund, den er bearbeitet. Der Boden ist es, der seinem Besitzer das größte Glück wie auch die bitterste Enttäuschung bereitet. Und Dees begann jetzt auch diese Begierde des Landbewohners zu empfinden. Er dachte schon darüber nach, wie er eines Tages für seine eigene Rechnung diese Brachländer und diese Weiden eintheilen konnte, die seine schweren Holzschuhe stampften — denn die Erde verlangt von ihren Liebhabern rauhe Liebskungen; sie belohnt nur Den, der sie brutal mit Füßen stößt und zermühlt.

Seiner ehrgeizige Wunsch packte Doort ganz. Er wußte noch nichts vom Weibe; da er noch nicht in dem Alter stand, wo es sich dem Manne aufdrängt, so konnte er noch seinen erst mannbar werdenden Körper in den ermüdenden Arbeiten des Hofes abmatten. Die durchdringenden Augen und die nervösen Bewegungen Bella's stießen ihm noch Furcht ein.

Und eines Tages, als ganz Dinghelaar sich darüber lustig machte, daß sein Meister sich mit einem hübschen Mädchen von der Haide verlobt hatte, verstand er nicht, was dieser eheliche Versuch, den Relis Cramp noch am Abend seines Lebens anstellte, für eine anormale und groteske Idee war.

## IV.

Meister Cramp hatte seine Frau aus dem Weiler La Carie bei Calpithout heimgeführt, wo sie mit ihrem Bruder Wannes Audries wohnte. Dieser war ein häßlicher Pächter, ein „Kuhbauer“, wie die Bauern im Polber jagen, die gewöhnlich reich an Pferden sind, und daher Diebstahl betrachten, welche gesonnen sind, ein Stück Rindvieh an den Pflug oder die Egge zu spannen.

Wann Audries war ein Mädchen, das schon mehr als einem Jungen aus der Umgegend gefallen hatte. Groß, langarmig und muskulös, gab sie einen Wohlgeruch ungestörter Gesundheit von sich, der lau und beruhigend war, wie die Aprilbrüste, wenn die Säfte fließen. Sie hatte den Teint einer bläulichen Bäuerin, zugleich rosafarbig und gebräunt, fast wie Mahm, den man mit zerdrückten Erdbeeren und Honig vermischt hätte. Ihre kastanienbraunen Haare waren in zwei Flechten geflecht; ihre Stirn

war niedrig, ihre Nase gerade und breit; ihre hellbraunen Augen hatten einen kühnen Ausdruck; ihr Mund war röther als frisches Blut, ihr Kinn ein wenig eckig und ihr Hals dick. Zwei starke, runde Brüste, die sich beständig auf- und abhoben, reichten bis an den Rand ihrer rosafarbenen Jacke, die weit ausgeschnitten war.

Wenn sie sich schnell bewegte, krachten ihre Kleider. Die Kermel zurückgeschürzt, zeigte sie mit der wohlgefälligen Zufriedenheit eines rüstigen Arbeitsmädchens dicke, rothe Arme, die durch die rauhen Stiefelsohlen des Winters und des lange Eintauchen in kaltes Wasser aufgesprungen waren, aber doch noch appetitlich blieben.

Ja, Annemie war üppig schön. Die jungen Kuhhirten von der Haide, die um sie herumliefen, sagten ihr das schon lange. Immerlich fühlte Annemie sich zwar geschmeichelt, aber sie wies Anerbietungen lachend zurück, denn ehrgeizig und eigenmächtig, wie sie war, träumte sie von einer reichen Heirath und wartete auf einen vornehmeren Freier, als jene Hungerleider. Da sie jedoch von einer schwachen und nachgiebigen Natur war, hätte sie sich vielleicht doch einmal von einem gewekten, wohlgestalteten Drescher, dem allerdings hundert Flegelschläge nur einen Keller einbrachten, bereben lassen, wenn nicht ihr Bruder, der hablichtiger und vorsichtiger war, auf sie Acht gegeben hätte.

Wannes schmachtete sich mit der Hoffnung, daß er mit seiner Schwester das Glück der Andries begründen könne. Das junge Blut, dachte er, muß noch anderen Freiern den Kopf verdrehen, als diesen hungrigen Lumpen aus der Campine.

Und wirklich hatte Annemie eines Tages auf der Heimkehr von einem Markte in dem alten Geizhals Relis Cramp, dem unverbesserlichen Junggesellen, die Lust erregt, sie zur Frau zu nehmen.

Zuerst war sie von diesem Siege nicht allzu sehr erbaut. Der Freier war doch gar zu häßlich. Einen erwachsenen Mann hätte sie noch annehmen wollen, aber so einen alten Kerl! . . . Nein, je zärtlicher er wurde, desto abstoßender kam er ihr vor.

Dennoch wußte Wannes seine Schwester zu überreden. Er sagte, es sei doch besser, sie heirathe den alten Geizhals, dann würde sie später, wenn sie noch jung sei, dessen Vermögen erben. Während sie nur zu warten brauche, bis daß der Alte abfragen würde, wäre sie nicht mehr die arme Annemie, die auf einem Gespann von Hunden mit Tammenzapfen, Wunsenbüscheln und anderen lächerlichen Waaren auf den Markt fahren müsse; sie würde dann die Bäuerin Cramp werden, die Besitzerin des Weisshofes, eines der größten Güter zwischen Gecken und Santoliet. Um sie zu überzeugen, daß es nicht immer gut ist, wenn Mann und Frau zu gut zusammenpassen, erinnerte Wannes sie an das Beispiel ihrer Eltern, die sie zurückgelassen hatten, ihn, den Aeltesten, Annemie, die Jüngste, und drei andere Kinder (die, Gott sei Dank, der liebe Herrgott zu sich genommen) mit einem Winkel Land, auf dem nur Ginsten wuchs, zwei unfruchtbaren Kühen und ihrem Segen als ihrer ganzen Erbschaft. Er brauchte übrigens nur seinen eigenen Fall zu erwähnen: er war Wittwer und hatte ein halbes Duzend Buben von vier bis zwölf Jahren, die zerfetzt und wie eine unheilstiftende Waude sich den ganzen Tag in der Gegend herumtrieben und ihrem Vater nichts als die Protokolle des Feldhüters zuzogen.

Annemie sah schließlich über die Gestalt und das Alter des Zukünftigen hinweg. In seiner Eigenschaft als Familienhaupt war Wannes darauf besorgt, daß in den Kontrakt als Bedingung gesetzt wurde, das ganze Vermögen verbleibe dem überlebenden Ehegatten.

Der Eintritt der jungen Bäuerin auf dem Weisshof brachte anfänglich keine Veränderung in den Leben Dees Doort's mit sich. Er bestreift sich zwei Herren zu befriedigen, statt nur einen, und das fiel ihm nicht schwer, denn die junge Frau, die von ihrem Manne in die Wirthschaft eingeführt worden, gewöhnte sich daran, sich für die Führung der Geschäfte auf diesen thätigen, ruhigen Gehülfe zu verlassen. Da die Arbeiten den Knecht gewöhnlich

nach außen riefen, so sah sie ihn nur während der Mahlzeiten und des Abends, und dann war er immer unterthänig, schen, fast mürrisch.

Zwei Jahre verstrichen inmitten dieser friedlichen Beziehungen, und aus dem kleinen Jungen wurde ein Mann. Er war eben losen gewesen, und da er das Glück gehabt hatte, nicht mit ausgehoben zu werden, lief er in einem Akten von der Gemeindefschule nach Hause, indem er mit der Müge winkte, nur dem Bauer diese wichtige Nachricht schon von Ferne mitzutheilen, als man ihm auf der Thürschwelle den plötzlich erfolgten Tod von Mils Cramp mittheilte.

Der alte Egoist hatte sich davon gemacht, ohne die Zukunft seines Schützlings zu sichern, gegen den er keine Verpflichtung zu haben glaubte. Er überließ seiner Wittwe den Knecht wie ein gut erhaltenes Werkzeug in der Gesammterbschaft, mit den sechs Pferden, den neun Kühen, dem Hühnerhof, dem ganzen Gute nebst Zubehör, sowie den zwanzig Morgen Landes, die er im Polber gekauft hatte.

Die Leute im Dorfe waren über die Undankbarkeit des Geizhalses entriistet, und andere Pächter glaubten diesen kostbaren Gehilfen von der einzigen Erbin des Weiskhofes entfernen zu können, indem sie dessen Uneigennützigkeit, die so schlecht belohnt worden war, überall rühmten.

Wäre der alte Cramp einige Zeit früher gestorben, so hätte der treue Diener, enttäuscht über die vorgebliche Großmuth seines Beschützers, wahrscheinlich dem Gefühls seiner Empörung nachgegeben und sich einen freigebigeren Herrn gesucht.

(Fortsetzung folgt.)

## Maxim Gorki.

Von August Scholz.

Seit etwa drei Jahren geht der Name Maxim Gorki in Rußland von Mund zu Munde. Mit der Plögllichkeit eines Kometen ist dieser neue Stern am literarischen Himmel des sarmatischen Reichenreiches aufgetaucht, und Aller Augen wandten sich ihm von Anfang an voll Neugier, Erwartung und Hoffnungsfreudigkeit zu. Kaum dreiunddreißig Jahre alt, hat Gorki bereits den Lorbeer des Ruhmes um seine Stirn wunden dürfen — man nennt ihn als Ebenbürtigen neben dem alten Leo Tolstoj, man schreibt dicke Bücher über ihn, man feiert und hätschelt ihn als den erwählten Liebling des Volkes.

Um einen solchen Erfolg zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß in Rußland ein Dichter etwas ganz Anderes bedeutet, als heutzutage bei uns in Deutschland. Die Romanfchreiber der Scherl'schen „Wochensche“, die Reimjongleure der modischen „Ueberbrettel“ und die Dramatiker aus der Schule des Artilleriemajors Lauff würden in Rußland sicherlich noch weit niedriger im Kurse stehen, als bei uns. Die russische Muse ist ein streitbares Weib, und wer ihr dienen will, muß ein entschlossener Kämpfer sein — bereit, zu fallen, wenn seine Stunde gekommen. In Rußland, dessen Machthaber heute wie zu Iwan's des Grausamen Zeiten das Volk als Humme, zum Dullen geborene Herde ansehen, ist der Dichter der einzige Dolmetscher dessen, was in der Seele dieses Volkes vorgeht, und je machtvoller, je ursprünglicher und frischer er die unterdrückten Empfindungen der geknechteten Millionen zum Ausdruck bringt, desto lauter jubeln diese ihm zu, desto sicherer fällt er aber auch der Rache und der Vergeltungssucht der Herrschenden zum Opfer. Die russische Literaturgeschichte liebt sich denn auch wie eine Sammlung von Märtyrerbiographien. Der Galgen, der Kerker, die sibirischen Bergwerke spielen eine große Rolle in den Schicksalen der russischen Schriftsteller. Die Einen verfielen dem Wahnsinn, Andere verhungerten, noch Andere wurden zwangsweise unter die Soldaten gesteckt, ergaben sich aus Verzweiflung dem Tode oder wurden als Opfer feiger Intriguen im Duell gemordet. Und selbst die Wenigen, die auf „normalem“ Wege aus der Welt schieden, fielen in Verbitterung und Gram über das Schicksal

ihres Volkes, für das ihr Herz so heiß geschlagen, ohne daß sie ihm helfen konnten.

In die fünfziger und sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts fällt die Glanzzeit der russischen Literatur. Turgenjew, Tolstoj, Dostojewsky, der Satiriker Saltykow-Schtschedrin, der Dramatiker Ostrowski, der dichtende Gesellschaftskritiker Nekrasow schrieben damals ihre besten, reifsten Sachen. Dann ward es stiller und stiller auf dem Parnas des großen slawischen Ostreiches — nur der greise Tolstoj ließ zuletzt noch von Zeit zu Zeit seine wichtige Prophetenstimme vernehmen, und Anton Tschechow goß in zahllosen kleinen Geschichten voll galliger Bitterkeit seinen Spott über das feige russische Spießbürgerthum und die verrottete Bureaukratherrschschaft aus.

Und da mit einem Male erklang ein neuer Ton: mitten aus den sibirischen Steppen kam ein Stromer, ein Strolch daher und sang aus voller Brust ein nagelneues Lied, wie man es bisher in russischen Gauen noch nicht vernommen. Von der Freiheit sang er — der Freiheit der Zigeuner, der Freiheit der Bagabunden, die die Steppe durchziehen, der Freiheit der „Ausgestoßenen“, die von der Gesellschaft außerhalb des Gesetzes gestellt sind. Es gab also im knechteligen Rußland wirklich noch eine Freiheit, wenn auch nur — eine „Vogelfreiheit“! Das war die neue, aus Wahrheit und bitterem Hohn seltsam gemischte Kunde, die Maxim Gorki, der „Sänger aus der Steppe“, dem russischen Volke brachte. Und die neuen Weisen hatten etwas so ungewohnt Frisches, Erquickendes, und sie wirkten nach Tolstoj's Busspredigten und Tschechow's kalten Spöttereien wie ein Bad im sprudelnden Bergbach. Gleich einem Naturphänomen wirkte die Erscheinung dieses Dichters aus dem Volke, der in Bloujenhünd und Blunderhosen, mit groben Luchtenstiefeln angethan, die literarische Arena betrat. Ueber das Volk und für das Volk hatten sie ja fast ausnahmslos geschrieben, die russischen Dichter und Schriftsteller; aber sie entzammten doch zumeist den privilegierten Klassen, stiegen zum Volke hinab, um es zu „studiren“ oder zu bedauern, und konnten trotz ehrlichsten Bemühens nie mit ihm ganz und gar Eins werden. In Maxim Gorki aber kam dieses vielbedauerte und vielstudirte Volk einmal selbst zum Wort: hier sprach Einer, der es an eigenen Leibe hart erfahren hatte, wie dem Volke um's Herz ist, der seine Noth, seine Entbehrungen, seine Frohnarbeit, seine Ansehungen, Freuden und Hoffnungen nicht nur studirt, sondern persönlich von Kindheit an durchkostet und miterlebt hatte. Und dieser Eine kam nicht, um Mitleid zu heischen, um demüthig um Gnade zu betteln für diese Unterdrückten und Verkommenen, sondern trotzig wie einer der alten Kosakenrebellen, die das Zarenthum zittern machten, wie ein Stenka Razin oder Pugatschew schritt er daher und rief die Verzweifelden auf, sich auf ihre natürlichen Rechte, ihre Würde, ihr Menschenthum zu besinnen. In Handumdrehen war er der erklärte Liebling aller Derjenigen, die mit Zähneklirren das Joch des asiatischen Despotismus tragen, und die Studentenschaft zumal, die Frauen und die aufgeklärten Arbeiter erkannten in Maxim Gorki ihren berufenen Führer. Die Staatsgewaltigen aber atzestirten ihn schlemmigt seine Größe — durch ihre schlotternde Furcht, die gleich bei der ersten Gelegenheit sich in feigen Schergenthalten kundgab und auf die Stirn Maxim Gorki's über den Dichtertrauz die Krone des Märtyrers setzte. Als im letzten Frühjahr, aus Anlaß der Ausweisung Leo Tolstoj's aus der orthodoxen Kirche, an den russischen Universitäten wieder einmal ernste „Studentenunruhen“ ausbrachen, war Maxim Gorki einer der Ersten, der als „Mädel'sführer“ in den Kerker geworfen und trotz schweren körperlichen Leidens darin Monate lang festgehalten wurde. Und war er schon vorher als dichterisches Genie einstimmig von Allen anerkannt und gepriesen, so hat er jetzt als Kämpfer und Märtyrer vollends die Weihe erhalten.

Gorki's eigene Lebensgeschichte liebt sich wie eine ganz feltame, romantisch-moderne Dichtung. Am 26. (nach russischer Rechnung am 14.) März 1869

wurde er in Nischni-Nowgorod als Sohn der Färberstochter Mariwara Kaschirin und des Tapezierers Maxim Pjeschtow geboren. Er selbst heißt im bürgerlichen Leben Mezej Pjeschtow — Maxim Gorki (gorzki, der „Bittere“) ist sein literarisches Pseudonym. Gorki's Großvater von väterlicher Seite, Sawwatij Pjeschtow, war Offizier gewesen, jedoch wegen grausamer Behandlung seiner Untergebenen degradir und nach Tobolsk in Sibirien geschickt worden. Er behandelte seine eigenen Kinder nicht besser als seine Soldaten — Gorki's Vater entließ als Knabe nicht weniger als fünf Mal dem Vaterhause und wanderte schließlich als siebzehnjähriger Burche von Tobolsk nach Nischni-Nowgorod, wo er auf eigene Faust bei einem Tapezierer in die Lehre trat. Der Tapezierer- und Malergilde in Nischni-Nowgorod gehört heute noch Maxim Gorki, gemäß dem Berufe des Vaters, als ordnungsmäßiges Mitglied an. Uebrigens vertauschte sein Vater das Tapeziererhandwerk bald mit dem kaufmännischen Berufe: mit zweieundzwanzig Jahren war er Disponent einer Dampfschiffahrts-Gesellschaft in Astrachan, wo er 1873 an der Cholera starb, als der Sohn kaum vier Jahre zählte.

Gorki's Mutter hatte mit ihrem Gatten ursprünglich in heimlicher Ehe gelebt — nie hätte der reiche alte Stattunfärber Kaschirin seine Tochter einem hergelaufenen Tapezierergehilfen oder Kommitis zur Frau gegeben. Gleich dem Großvater Pjeschtow war er ein schlimmer Despot und nicht wenig stolz darauf, daß er sich vom einfachen Schiffsknecht auf einer Wolgabarte zum großen Industriellen und mehrfachen Hausbesitzer in der berühmten Handelsstadt Nischni-Nowgorod emporgearbeitet hatte. Nach guter russischer Sitte hatte das junge Liebespaar kurzen Prozeß gemacht: es schloß seinen Herzensbund „vor Gott“ und irgend einem gefälligen Popen, der für ein Trinkgeld von drei Rubeln ihre Hände ineinander legte. Als der Vater Gorki's gestorben war, verheiratete sich die Mutter zum zweiten Mal. Den Knaben nahm nun der Großvater zu sich — er lehrte ihn selbst im Psalter und Lieberbuch lesen und schickte ihn auch, allerdings nur fünf Monate lang, in die Schule. Es war die ganze Schulbildung, die Gorki jemals in seinem Leben genossen hat — was er sonst gelernt und was er geworden ist, verdankt er dem eigenen Bildungsdrange und autodidaktischen Studium. Ein schlimmes Andenken noch hat er aus seiner Schulzeit behalten: die Pockennarben, die sein Dichtertalntz entstellten. Fünf Jahre nach dem Tode des Vaters starb die Mutter an der galoppirenden Schwindsucht, und zur selben Zeit blüzte der Großvater Kaschirin sein gesamntes Vermögen ein, so daß der Knabe nun, mit neun Jahren, ganz auf sich angewiesen war.

Jetzt beginnt für den jungen Pjeschtow ein hartes Loos — ein Proletarierleben im verwegentsten Sinne des Wortes. Der Neunjährige wird Laufburche in einem Schuhwaarenladen, verbrüht sich dort die Hände und wird dem Großvater wieder in's Haus geschickt. Hier aber kann man jetzt, nach dem Bankrott, überflüssige Esser nicht brauchen, und so muß der zarte Knabe wieder hinaus in die Tretnühle der Arbeit, in der seine Jugend freudlos, unter Entbehrungen, Scheltworten und Schlägen dahingeht. Zuerst arbeitet er bei einem Zeichner, dann bei einem Maler von Heiligenbildern, geht zur Abwechslung als Küchenjunge auf einen Wolgadampfer und schließlich als Arbeitsburche zu einem Gärtner. Das Alles bis zu seinem fünfzehnten Jahre! Am besten hatte es ihm noch auf dem Dampfer Smury einen Menschen, der es gut mit ihm meinte, in ihm die Lust am Lesen erweckte und ihm seine eigene Büchertiste zur Verfügung stellte. Es fanden sich darin, neben mystisch-religiösen Schriften, auch die Erzählungen Gogol's, Uspenzki's, des älteren Dumas und Anderer. Ein leidenschaftlicher Bildungsdrang erwachte in dem Knaben. Um ihn zu befriedigen, ging er nach der Universitätsstadt Kasan, wo nach seiner kindlichen Vorstellung die Wissenschaften gratis jedem Wissensdürstigen verzapft wurden. Er sah sich aber in seinen Erwartungen getäuscht und trat, statt in die Universität,

in eine — Krügelbäckerei ein, gegen freie Kost und drei Rubel monatlichen Lohnes. Es war, nach Gorki's eigenen Worten, die traurigste Art von Arbeit, die er jemals kennen gelernt hat.

In Kasan machte Gorki nun auf seine Art höchst werthvolle Studien, wie sie kaum jemals ein Student der dortigen Universität gemacht hat. Als Krügelbäcker, Sadträger, Holzhafer verdiente er sich sein hartes Stück Brot, die wenigen freien Stunden aber benutzte er fleißig zur Selbstbildung und zum fleißigen Beobachten. Den Verkehr des jungen Arbeitsburschen bildeten in der Hauptsache die Leute „seines Standes“, gelegentlich ist er auch mit den geistigen Proletariern der halbasiatischen Universitätsstadt in Berührung gekommen. Oft genug mag er als Arbeitsloser mit hungerndem Magen durch die Straßen von Kasan geirrt sein und in den Pennen der Vorstadt, unter den Entertreten und Ausgestoßenen der Gesellschaft, sein Haupt zur Ruhe gelegt haben. Die Schilderungen, die Gorki von diesen Kreisen, von ihrer Lebens- und Denkweise giebt, zeugen von einer Schärfe der Beobachtungsgabe, wie man sie in der gesamten modernen Literatur nur selten findet. So kann nur Einer schildern, der mit seinem Herzblut schreibt, der aus der Unmittelbarkeit schmerzlich empfundener Eindrücke das Bild des Gesehenen giebt. Bild gährend stritten in dem jungen Dichtergemüth die krasen Erfahrungen des Lebens mit der ideellen Vorstellung besserer, würdigerer Zustände, wie sie durch eigenes Nachdenken und eifriges Lesen propagandistischer Schriften erzeugt wurde. Das Resultat dieser inneren Gährung war für den tiefempfindenden Jüngling ein seelischer Konflikt, den der Neunzehnjährige damit zu lösen suchte, daß er sich — eine Revolverkugel in den Leib schoß. Er kam in's Hospital, wurde geheilt und — begann sein Proletariatsleben von Neuem.

Zuerst eröffnete er, immer noch in Kasan, einen kleinen Obsthandel. Dann nimmt er eine Stelle in Jarzyn als Kasawärter an der Wolga-Don-Bahn an, begiebt sich jedoch bald darauf nach seiner Heimathstadt Nischni-Nowgorod, um sich zum Militärdienst zu stellen. Nun kann man aber, nach Gorki's eigenem Ausdruck, „Sterbe im Leibe“ für's Militär nicht brauchen, und so bleibt er als junger Zivilist in Nischni-Nowgorod, befreit erst eine Zeit lang einen „Niesenden“ Bäckerhandel und wird dann Schreiber im Bureau des dortigen Absoluten Lania. Dieser nahm sich Gorki's tüchtig an, regte namentlich seinen Bildungseifer an und war bereit, ihm zu einem guten Fortkommen zu verhelfen. Aber es litt den Unruhigen nicht unter den „Niesenden“; schon nach einem Jahre machte er sich auf, um als Wanderbursche — oder, wenn man will, als Bagaubund — Rußland zu durchziehen. Er kam in's Gebiet des Don, nach der Ukraine, nach Bessarabien, an's Schwarze Meer, an den Kuban, in die Kaukasusländer, ganz erfüllt von glühender Freude an den herrlichen Naturschönheiten dieser Gegenden, mit Hirten, Jägern, Bagaubunden verkehrend, von der Hand in den Mund lebend, „jastend“, wenn es sein muß, doch gelegentlich auch um geringen Aufwands arbeitend, oftmals hungernd, dürrhend und jürrend — aber frei, frei, frei!

In Tiflis, als Gorki in der dortigen Eisenbahnwerkstätte arbeitete, hatte er einen Freund namens Alexander Kaljuschan. Es war ein Mann „außerhalb der Gesellschaft“, ein „Barfüßler“, wie Gorki selbst es war, doch jedenfalls höchstausgebildet. Er war es, der Gorki zuerst auf den Gedanken brachte, seine Erlebnisse niederzuschreiben — und so schrieb der damals Dreizehnjährige seine erste Skizze — die prächtige Bagaubundsgeschichte

„Makar Tschubra“. Sie erschien 1892 in der Zeitung „Kawkas“ in Tiflis und offenbarte sogleich die ganze Originalität seines Talentes. In den nächsten drei Jahren war Gorki zumeist mit kleineren journalistischen Arbeiten für die Zeitungen der Wolgastädte beschäftigt, schrieb daneben wohl ein paar hübsche Erzählungen, kam aber doch literarisch nicht recht vorwärts. Da lernte er den Schriftsteller Wladimir Korolenko kennen, und dieser druckte 1895 in seiner Monatschrift „Der russische Reichthum“ Gorki's geniale Spitzbengeschichte „Tschelkajsch“ ab, die den unbekanntem Provinzjournalisten mit einem Schlage in die „höhere“ Literatur einführte. Das Publikum wurde auf ihn aufmerksam, die Kritik beschäftigte sich mit ihm, die besten Journale bewarben sich um seine Mitarbeiter-schaft. Der ehemalige Bagaubund entwickelte eine ungewöhnliche literarische Fruchtbarkeit, jedes Jahr brachte eine ganze Anzahl vortrefflicher Skizzen und Erzählungen, und als 1898 in zwei umfangreichen Bänden die erste Sammlung seiner Arbeiten erschien, beschäftigte sich die russische Kritik auf's



Maxim Gorki.

Eifrigste mit ihm, wie mit einem „Großen“, einem Stern ersten Ranges, der die heimische Literatur um neue Stoffgebiete und neue Weisen vermehrt hatte. Man nannte ihn den „Sänger des protestirenden Weltkummer“, den „Philosophen des Freiheitsdranges“, den „Entdecker des Barfüßlerthums“. Die Kühnheit, temperamentvolle Schreibweise Gorki's, der frisch zupackende Muth, mit dem er sich in seinen Dichtungen an die schwierigsten sozialen, psychologischen und philosophischen Probleme machte, forderten unmittelbar zur Parteinahme für oder gegen ihn heraus, und bald hatte er, neben zahlreichen gehässigen Gegnern aus konservativem Lager, eine riesige Gefolgschaft von Verehrern und Bewunderern, namentlich innerhalb der jungen marxistischen Bewegung, die während der letzten Jahre in Rußland bemerkenswerthe Fortschritte gemacht hatte. Gorki's Bücher errangen einen ganz ungewöhnlichen Erfolg — hatte er noch wenige Jahre vorher sich manches Stück Brot an fremden Thüren erbitten müssen, so verfügt er jetzt über Einnahmen, wie sie mancher deutsche Minister nicht aufweisen kann. Die Zeitschrift „Schijun“ („Das Leben“) wurde hauptsächlich auf seine Mitarbeiter-schaft hin gegründet; hier erschien im vorigen Jahre seine große Erzählung „Joma Gorbjejew“ und im Anfang dieses Jahres der erste Theil des Romans „Drei Menschen“. Die genannte Zeitschrift fiel im verfloßenen Mai der Verfolgungssucht der Anstaltsmänner zum Opfer, sie wurde gänzlich unterdrückt, und Gorki konnte den Roman erst beenden, als er

vor ein paar Wochen aus dem Gefängniß entlassen ward. Das russische Publikum erwartet das „neue Wort“ seines literarischen Lieblings mit höchster Spannung.

Ein merkwürdiges Menschen-schicksal ist's, das wir hier in den Hauptzügen, soweit Näheres bisher bekannt geworden ist, dargestellt haben. Noch ist Gorki jung, noch kann ein abschließendes Urtheil über sein Schaffen nicht gefällt werden. So viel jedoch ist sicher, daß schon das, was er bisher geschrieben hat, ihn als einen hochinteressanten literarischen Charakterkopf erscheinen läßt. Ob er überall der strengen poetischen Form genügt — darüber mögen Andere mit ihm rechten. Auch Dostojewski hat es hundert und aber hundert Mal in der Form verfehlt, ja man hat ihm geradezu jedes Kompositionsgeschick abgesprochen — und doch wird er stets als einer der Größten unter den Geistes des neunzehnten Jahrhunderts gefeiert werden, während der formlichere Turgenjew schon jetzt halb vergessen ist. Maxim Gorki erinnert in vielen Zügen an Dostojewski und Tolstoj, nur ist er in seiner Art un-bändiger, stürmischer, brutaler als sie. Während Dostojewski und Tolstoj über den Mächtigen der Erde die Geißel schwingen und sie zur Scham und Buße rufen, ist Gorki's Bemühen darauf gerichtet, unmittelbar den Troß der Unterdrückten zu stärken, sie innerlich aufzurichten, ihnen das demüthigende Bewußtsein zu nehmen, daß sie Wesen von geringerer Art sind, als jene, die sie beherrschen. Gorki wählt seine Helden mit Vorliebe unter den Ausgestoßenen der Gesellschaft, dem Lumpenproletariat, das, von der Hand in den Mund lebend, in den Schlupfwinkeln der Großstädte nistet, gelegentlich auch einmal arbeitet, zur Sommerzeit durch die Steppe zieht und im Genuß der Freiheit sich darüber zu trösten sucht, daß ihm die Segnungen der Kultur nur im geringsten Maße zu Theil werden. Gorki's barfüßige Helden sind heißblütige Philosophen, die ihr Schicksal nicht mit stumpfsinniger Hundsbemuth hinnehmen, sondern über die Dinge, die sie an-gehen, in der Regel sehr klar urtheilen und an der bestehenden Ordnung der menschlichen Dinge, an Staat, Gesellschaft, Kultur, eine höchst

radikale Kritik üben.

Etwa ein Duzend seiner Erzählungen hat Gorki diesen sozialen Elementen, das er ausdrücklich als „Klasse“ angesehen haben will, gewidmet, und einige dieser Erzählungen, wie „Verlorene Leute“, „Konowalow“, „Malwa“, „Der Pilger“ sind geradezu als dokumentarisch werthvoll zu bezeichnen. Man hat es Gorki vorgeworfen, daß er sich nicht damit begnügt hat, diese Kreise schlicht photographisch, viellecht mit etwas sentimentale Tönung zu schildern. So hätte man es gerne gehabt — so haben auch die älteren Schriftsteller „erfolgreich“ die Noth der Armen und Unterdrückten geschildert. Aber das eben ist der wesentliche Fortschritt bei Gorki, daß er alle sentimentale Winzerei bei Seite läßt, daß er die Erscheinungen, die er darstellt, in ihrer nackten Wesenheit wirken läßt, unbekümmert darum, ob sie gefallen oder nicht, ob derselbe grelle Scheinwerfer, mit dem er seine Helden beleuchtet, auch die Säumerlichkeit der Zustände verräth, deren Produkt diese Helden sind.

Man hat tabelnd hervorgehoben, daß Gorki seine eigene bittere Philosophie den Barfüßlern seiner Erzählungen unterlege und damit an seinen Gestalten sich durch falsche Farbengebung verfühle. Und doch hat er eben diese Philosophie im Verkehr mit denselben Barfüßlern erst gewonnen, als er selbst ein frühreifes, schmählich ausgebeutetes Burschen an diesen Verachteten und Gemiedenen ehrlich Freunde fand, und es ist lediglich höhere dichterische Wahrheit, wenn er hinter der einfachen Handlung

seiner Poeme überall ihren tieferen, sozialen Sinn aufzeigt. Das eben macht seine Schilderungen so packend, daß er stets die ganze Kraft seines gewaltigen Talents einsetzt — und das hebt sie auch aus dem spezifisch russischen Rahmen zu allgemeiner Bedeutung empor. Wo findet man wieder so köstliche Perlen echter, modernster Poesie, wie manche dieser kleinen Gorki'schen Skizzen es sind? Man nehme nur

„Sechszwanzig und Eine“, die stille Tragödie einer ganzen Wäckerwerkstatt, oder „Einstmals im Herbst“, die „Kußgeschichte“ voll herzergreifenden Sammers, oder „Die Unzerrennlichen“, oder „Semeljan Biljaj“, „Aus Langerweile“, „Bolesj“, „Rain und Artem“ — hat Maupassant, der vielbewunderte französische Meister, auch nur zwei oder drei so inuig-schlichte, tief-wirkungsvolle Skizzen geschrieben? Das national-russische Problem der „toska“, der Schwermuth, des Grams oder Welt Schmerzes, behandelt Gorki mehrfach, so in „Das Ehepaar Orlow“, in „Konowalow“, „Im Welt Schmerz“ und „Foma Gorbjesew“. Die innere Unzufriedenheit, mit sich selbst wie mit den umgebenden Verhältnissen, ist die Quelle jener „Schwermuth“, die sowohl der thatenbürstige Schuster Orlow wie der zum Brotbacken verurtheilte philosophirende Hüne Konowalow im Branntwein ertrinkt. Auch der Landwucherer Tichon, dessen Schwermuth im Grunde nichts weiter ist als die Stimme des bösen Gewissens, betäubt sich mit Branntwein, um dem inneren Mahner zu entgehen. Die Skizze „Im Welt Schmerz“, deren Held jener Tichon ist, ist eine köstliche soziale Satire, die lebhaft an Gogol erinnert. Gorki liebt jene schwermüthigen, düsteren Gelben — auch Foma Gorbjesew, der junge Nowgoroder Millionärssohn, der seinen reichen Standesgenossen öffentlich ihre ganze Gemeinheit und Nützlosigkeit vorwirft und dafür von ihnen für verrückt erklärt wird, ist von dieser Art. Und ebenso Kja Eumew, der eine der drei Menschen, deren Schicksale

Gorki in seinem neuesten Roman erzählt. Hier, in den „Drei Menschen“, erhebt sich Gorki zu einer Höhe des Schaffens, die von ihm noch das Größte erwarten läßt.

Leidenschaftliche Liebe zu den Menschen und zur Natur, deren Reize Gorki mit vollendeter Meisterschaft zu schildern weiß, unversöhnlicher Haß gegen jede Art von Unterdrückung und Unrecht, ein scharfer

## Wie der Branntwein entsteht.

Von Emanuel Wurm.

Während die Bereitung des Weines schon in vorgeschichtlicher Zeit bekannt war und dem Vier ägyptische Urkunden eine mindestens viertausendjährige Existenz bescheinigen, kam der Branntwein erst im achten Jahr-

hundert n. Chr. zur Welt, in die er so viel Unheil gebracht hat. Wie sein Name sagt, wurde er anfänglich durch Brennen, d. i. Destilliren von Wein bereitet; da die hierbei entstehenden Dämpfe sehr flüchtig sind, erhielt er den Namen Weingeist, lateinisch: spiritus vini. Arabische Alchemisten waren es, die ihn entdeckten, als sie das „Lebenselixir“ suchten. Und da er die Lebensgeister stark anregt, nannten sie ihn auch „Lebenswasser“, lateinisch: aqua vitae. Seine arabische Bezeichnung war al quohla (das Feinste, Gereinigste), woraus das Wort Alkohol entstand. Die Gewinnung des kostbaren Stoffes wurde sorglich als Geheimniß gehütet; erst im vierzehnten Jahrhundert wurde sie allgemein bekannt, und zwar waren es hauptsächlich die Klöster, welche die „heilkräftige Medizin“ herstellten. Der irische Heerführer Savage wußte ihn aber im Jahre 1350 be-



M. Aubry: Flandrische Spitzenklöpplerin.

Blick für das Wesentliche und Wichtige in allen Erscheinungen des Lebens, ein großer, kühner Zug in der Darstellung neben überraschender Frische und Anschaulichkeit der Detailschilderung, dazu ein reicher Schatz an eigenen Erfahrungen und ein bewundernswerther Fleiß — das ist ein künstlerisches Mißzeug, das diesem Sohne des Volkes, diesem Dichter-Proletarier die Palme des höchsten Erfolges sichern muß. —

reits recht modern zu verwerten, indem er seinen Soldaten vor der Schlacht Branntwein zu trinken gab, damit sie muthiger auf den Feind losstürmten — ganz wie es noch heute im Reiche Väterchens üblich ist! Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wurde das Branntweintrinken auf dem europäischen Festlande allgemein und namentlich trug der dreißigjährige Krieg zu seiner Verbreitung bei, die seitdem zum Unheil gerade der ärmeren Volksschichten so außerordentlich groß geworden ist und solch' unfägliches Elend im Gefolge hat, wie sie andererseits im großen Ganzen eine Folge des sozialen Elends ist.

Bei der gewerbmäßigen Herstellung des Brannt-

weins spielt heute der Wein als Rohmaterial nur eine untergeordnete Rolle. Das Destillat des Weines ist immer noch ein verhältnismäßig theures Produkt; es wird hauptsächlich in Frankreich hergestellt und besonders in der Stadt Cognac, nach der es auch den Namen trägt. Ein guter „Cognac“ wird auch in Deutschland aus Wein abdestilliert. Der weitaus größte Theil aber des im Handel befindlichen „Cognacs“ ist überhaupt nicht aus Wein hergestellt, sondern aus Kartoffelspiritus mittels Essenzen, in günstigem Falle unter Zusatz einer kleinen Menge wirklichen Cognacs, damit er einen dem echten Produkt mehr oder minder ähnlichen Geschmack und Geruch erhält. Ebenso ist der Franzbranntwein, dessen Name auf seinen französischen Ursprung deuten soll, fast durchweg aus Kartoffelspiritus bereitet und mittels Essenzen parfümirt. Da der Cognac um so besser schmeckt, je älter er ist und zum Lagern Eichenfässer dienen, von denen recht alter, abgelagerter Cognac eine gelbliche Färbung angenommen hat, wird der nachgemachte Cognac gleich bei seiner Geburt gelb gefärbt, und zwar dadurch, daß man ihm gebrannten Zucker, die sogenannte Zucker-Coulour, zusetzt.

Die Hauptmenge des Alkohols wird jetzt aus stärkehaltigen Stoffen gewonnen und zwar aus Roggen oder Mais und in noch weit größerem Maße aus Kartoffeln. Zunächst werden diese in eine zuckerhaltige Flüssigkeit verwandelt; dazu dient gekümmerte Gerste, das Malz. Beim Keimen entwickelt sich im Gerstentorn ein Körper, der die Eigenschaft besitzt, Stärkemehl in Zucker zu verwandeln. Dieser Umwandler (griechisch: Diastase), die Diastase genannt, hat aber nicht nur die Kraft, das im Gerstentorn zur Ernährung des Keimlings aufgespeicherte Maltose in Zucker umzuwandeln, sondern vermag noch die zwanzigfache Menge Stärkemehl zu vergären. Am besten gelingt dies bei 60 Grad Celsius; steigt die Temperatur über 75 Grad Celsius, so wird die Fermentwirkung der Diastase gehindert. Damit sie auf das Stärkemehl gut und rasch einwirken kann, muß dieses gekocht und von den Hülsen, die es umgeben, befreit sein. Früher wurde zu diesem Zwecke der Roggen grob zerleinert (geschrotet) und mit heißem Wasser angerührt; die Kartoffeln wurden in offenen Gefäßen gar gekocht und zerdrückt. Jetzt benutzt man geschlossene eiserne Kessel, die Dampfbäder, in denen unter einem Dampfdruck von 3—3½ Atmosphären das Korn oder die Kartoffeln gekocht und dann durch eine scharfkantige Dehnung herausgedrückt werden, wobei die durch den Dampfdruck vollkommen verklebten Stärkekörner an den scharfen Kanten des Ausblasesentils zerreißen. Der gleichförmige Brei, die Maische, wird im Maischbottich, einem offenen Gefäß, durch starke Rührwerke, früher mit der Hand mittels Maischhölzern, angerührt und auf 60 Grad Celsius abgekühlt, dann unter stetem Umrühren mit dem zerquetschten Gerstmalz gemischt (gemaischt); nach etwa einer Stunde ergibt eine einfache chemische Probe, daß alles Stärkemehl sich in Maltose umgewandelt hat. Diese ist eine Zuckerart, die ähnlich wie der in den Weintrauben vorhandene Traubenzucker zusammengesetzt ist und so wie dieser durch Hefe in Alkohol und Kohlenäure zerfällt, d. h. alkoholisch vergohren wird. Der Gährungsprozess erfordert zur günstigen Durchföhrung Sauerstoff und Sauerstoff, weshalb es die Brauer in Deutschland jetzt weit leichter wie früher haben, da die von Berlin der Spiritusfabrikanten nachhaltene Verordnungen und Lehrbücher der Unterrichtsanstalt und eine Anstalt für die Hefe, welche eine gute Gährung ermöglicht.

Die Hefe, eine zu den Spizpilzen gehörende Pflanze, hat nämlich an und für sich gut und leicht gärende Arten, außerdem aber gesehen sich zu ihr zahlreiche Arten Spizpilze (Bakterien), die eine andere Art Gährung, d. h. Zerlegung des Zuckers bewirken. Nur die Milchsäurebakterien sind wirksamere Begleiter; die Gährung, die sie bewirken, ist bis zu einer gewissen Grenze dem Lebensprozess der Hefe, also der alkoholischen Gährung, überlegen. Andere Bakterienarten aber wirken schädlich und cheis gewisse Defekte. Nach jahr-

zehntelangen Forschungen gelang es, diejenige Hefeart, welche für Brauereizwecke am günstigsten ist, zu züchten, frei von Verunreinigung mit anderen Gährungserregern. Seitdem die Brauereien mit solcher Reihese arbeiten, ist ihr Betrieb regelmäßiger und zuverlässiger wie früher, auch die Ausnutzung des Materials eine weit größere.

Von der Reihese bezieht der Brauereileiter bei Beginn der Campagne, die sich an die Kartoffelernte anschließt, eine verhältnismäßig sehr kleine Menge. Diese auf den erforderlichen Bedarf zu vermehren und täglich zu züchten, ist seine nächste Aufgabe. Er löst sie, indem er die Reihese mit verzuicktem und gesäuertem Malz zusammenbringt. Hierbei entwickelt sich, da ein Ueberschuß von eiweißhaltigen Nährstoffen geboten wird, in 16 bis 20 Stunden eine säuerliche Gährung, bei der reichliche Mengen Hefe erzeugt werden. Dieses „Hefengut“ ist es, das dann zum eigentlichen Gährungsmaterial zugesetzt wird. Da aber bei der Gährung die Temperatur anfänglich nur 19 bis 21 Grad Celsius betragen darf, muß die verzuickte Maische, die, wie wir oben sahen, 60 Grad Celsius warm ist, auf diese Temperatur heruntergekühlt werden. Die Abkühlung hat jedoch sehr rasch vor sich zu gehen, damit nicht die in der Luft stets vorhandenen Spizpilze Gelegenheit finden, sich in der Maische stark zu vermehren, was besonders bei Temperaturen von 25—45 Grad Celsius der Fall ist. Deshalb benutzt man Kühlvorrichtungen, die entweder am und im Maischbottich selbst oder in besonderen Kühlapparaten angebracht sind. Früher begnügte man sich, die heiße Maische in große, flache Gefäße (Kühlhülle) zu entleeren, in denen sie oft mehr als 12 Stunden zur Abkühlung brauchte. Jetzt wird dies durch maschinelle Vorrichtungen in ein bis zwei Stunden bewirkt. Die abgekühlte Maische kommt in die Gährbottiche, in denen sie mit dem Hefengut vermischt wird. Meist sind es Räume im Keller- oder Erdgeschöß der Brauerei, in denen diese Bottiche stehen. Da sich bei der Gährung neben Alkohol auch reichlich Kohlenäure entwickelt und diese wegen ihrer Schwere zu Boden sinkt, so findet bis in Manneshöhe oft eine solche Ansammlung von Kohlenäure statt, daß der Brauereiarbeiter, der sie einathmet, erstickt. Jahr für Jahr kommen solche Todesfälle vor, denn für eine genügende Ventilation der Gähräume wird nur selten gesorgt.

Die Anstellhese vermehrt sich in der Maische; da diese aber weniger reich an Nährstoffen ist, wie das Anstellgut, so geht auch die Vermehrung langsamer und daher die Gährung weniger säuerlich vor sich. Inzwischen ist sie so stark, daß auch eine Temperaturerhöhung der Maische eintritt, und zwar wird diese am zweiten Tage nach dem Anstellen, bei der Hauptgährung, bis 30 Grad Celsius warm. Dann sinkt die Temperatur wieder und bei der Nachgährung beträgt sie nur noch 25 Grad Celsius. Erhitzt sich die Maische zu stark, so tritt ein Verlust an Alkohol ein, und deshalb ist dann für rasche Abkühlung auf die erforderliche Temperatur zu sorgen, sei es durch Einsetzen von Kühlern, die mit Eis gefüllt sind oder durch die ein Strom kalten Wassers fließt. Nach dem heulichen Brauereisenergesetz muß die Gährung innerhalb dreier Tage beendet sein, d. h. nach diesem Zeitraum muß der Bottich zum Destillieren abgelassen werden, mag er vergohren sein oder nicht. Auch darf der sehr niedrige Steigraum, den die Steuerbehörde beim Maischbottich unversichert läßt, nicht überschritten werden. Steigt also infolge zu stürmischer Gährung die Maische zu hoch, so muß sie der Brauer überlassen und verloren gehen lassen. Deswegen ist es für einen guten Betrieb sehr wichtig, daß die Gährung nicht zu schwach und nicht zu stark verläuft, andererseits der Maischraum, d. h. der Inhalt des Gährbottichs, völlig ausgenutzt wird. Letzteres wird erreicht, indem man die Maische so dick als nur möglich macht, denn je zuckerreicher sie ist, um so mehr giebt sie auf demselben Raume und also für dieselbe Steuer Alkohol. Deshalb bemühen sich die Brauer auch, recht stärkehaltige Kartoffeln zu erhalten, da diese eben auch sehr zuckerreiche Maischen geben. Andererseits soll der

gesamte Zuckergehalt vergohren werden, was früher bei den dicken Maischen nur sehr unvollkommen erreicht wurde, jetzt aber bis auf ein halb Prozent Rückstand geschieht.

Aus der vergohrenen Maische muß nun der Alkohol abgeschieden werden, und dies geschieht dadurch, daß man sie kocht, ihre Dämpfe auffängt, vom Wasser befreit und verdichtet. Die einfachen Destillirblasen, die aus alten Zeiten her bis vor etwa dreißig Jahren im Gebrauch waren, bestanden aus einem kupfernen Kessel, auf den ein „Gelm“ gesetzt war, von dem aus die Alkohol-dämpfe in ein schlangenartig gewundenes Rohr gingen, das sich in einem Gefäße mit fließendem Wasser befand und dadurch gekühlt wurde. Solche Destillirblasen werden noch heute zur Herstellung von Obstbranntwein verwendet, ferner zur Destillation des Weines und der Trester (der Schalen und Stengel, die bei der Weingährung zurückbleiben). Die beim Erhitzen einer solchen Blase entstehenden Dünste sind sehr reich an Wasser, daher arm an Alkohol; auch enthalten sie sämtliche Fusel, der sich bei der Gährung gebildet hat. Der Fusel besteht aus Alkoholartern, die eine andere chemische Zusammensetzung haben, als der für Trinzwecke in Betracht kommende Methylalkohol. Letzterer hat einen angenehmen Geruch und Geschmack und siedet bei 78 Grad, während die als Fuselbezeichneten Alkohole theils einen niedrigeren, theils einen höheren Siedepunkt, sowie einen widerlichen, zum Husten reizenden Geruch und Geschmack besitzen und stark betäubend wirken, so namentlich der Hauptbestandtheil des Fusels, der Amylalkohol, der bei 131 Grad siedet. Diese verschiedene Höhe der Siedepunkte bietet ein Mittel, um die Fuselbe vom Methylalkohol zu trennen. Bei der einfachsten Art der Destillation mittels Blase und Gelm geschieht dies dadurch, daß man den ersten Theil der abdestillirten Flüssigkeit, den Vorlauf, und den letzten Theil, den Nachlauf, von dem dazwischen übergehenden Theile trennt. Letzterer ist aber dann immer noch fuselhaltig und auch reich an Wasser. Eine vollständige Trennung des Fusels vom Methylalkohol ist nur bei komplizirter gebauten Apparaten möglich, wie sie heute fast durchweg zur Anwendung gelangen. Bei diesen werden die Dämpfe bis nahe an den Siedepunkt des Methylalkohols (78 Grad Celsius) abgekühlt, so daß dieser noch dampfförmig bleibt, die Fuselbe aber verdichtet und gesondert aufgefangen werden können. Dabei wird der Spiritus auch freier von Wasser, so daß mindestens 80prozentiger, bei den besten Destillirapparaten aber 93prozentiger Spiritus gewonnen wird, der also nur noch 7 Prozent Wasser enthält. Der 93er kommt direkt in den Handel; der 80er aber wird meist, theils um ihn völlig vom Fusel zu befreien, theils um ihn das Wasser zu entziehen und dadurch die Transportkosten zu verringern, wie auch um ihn für gewisse technische Zwecke verwendbar zu machen, nochmals einer Destillation unterworfen, die man als Rektifikation (Verbesserung) bezeichnet. Der rektifizierte Spiritus ist fuselfrei und 98grädig, d. h. er enthält 98 Prozent Methylalkohol und 2 Prozent Wasser. Nur für einige chemische Operationen wird völlig wasserfreier, absoluter Spiritus gebraucht; diesen kann man aber nicht mehr durch Destillation gewinnen, sondern nur dadurch, daß man dem 98grädigen Spiritus wasserbindende, in Spiritus unlösliche Mittel zusetzt; gewöhnlich nimmt man das durch Erhitzen entwässerte schwefelsaure Kupfer (Kupfervitriol), das den Wassergehalt des Spiritus an sich reißt und festhält und eine tieflaue Flüssigkeit bildet; über ihr steht der farblose, wasserfreie, also 100grädige Spiritus, der spiritus absolutus der Apotheken. Man mißt den Spiritus nach Graden eines Instruments, das von dem deutschen Physiker Tralles Anfang des neunzehnten Jahrhunderts konstruirt wurde. Im wasserfreien Spiritus steht der Alkoholometer von Tralles auf 100 Grad, in destillirtem Wasser auf 0 Grad. Im deutschen Spiritushandel nimmt man als Maßeinheit für die Preisberechnung 100 Liter Spiritus von 100 Grad Tralles und bezeichnet diese Menge als

10.000 Literprozent. Die Ausbeute der zu Spiritus verarbeiteten Materialien ist durchschnittlich folgende: 100 Kilogramm Kartoffeln geben 1450 Literprozent, 100 Kilogramm Getreide bis zu 3800 und 100 Kilogramm Mais bis zu 4400 Literprozent. Der Maisspiritus hat einen eigentümlichen, unangenehmen Geruch und Geschmack, noch mehr aber der aus Melasse, dem zuckerhaltigen Rückstande der Rübenzuckerfabrikation, bereitet, der nur zu technischen Zwecken Verwendung finden kann. Durch Vergähren und Destillieren von Obst werden in Baden, Bayern, Württemberg und Elsaß-Lothringen Branntweine hergestellt, namentlich aus Äpfeln und Birnen. Bei Kirichen und Pflaumen entwickeln die zer-

stampften Kerne bei der Gährung giftige Blausäure und Bittermandelöl, die in das Destillat übergehen und ihm einen besonderen Geschmack, aber auch erhöhte vergiftende Wirkung verleihen; nach dem Orte Skowitz in Mähren, wo solcher Pflaumenschnaps in großen Mengen hergestellt wird, hat er seinen Namen.

Auch Holz, z. B. Sägespähne, Rinden, ferner Torf, wie überhaupt alle aus Cellulose bestehenden Materialien können zur Spiritusbereitung dienen, da man sie in gährungsfähigen Zucker umzuwandeln vermag, allerdings nicht wie die Kartoffeln oder den Roggen durch Malz, sondern durch Erhitzen mit Schwefelsäure unter Druck; die Säure wird dann

durch Kreide entfernt. Auch Stärkemehl läßt sich auf diese Weise verzuckern. Bisher ist diese Art der Spiritusgewinnung noch nirgends eingeführt, in Schweden werden aber bereits größere Versuche mit Torf gemacht und durch die neuerlichen Erfindungen des Professors Classen in Machen stehen technische Schwierigkeiten diesem Verfahren nicht mehr im Wege. Bei uns wird seine Einführung durch die Steuerbegünstigung der Feldfrüchte verhindert; für die Landwirtschaft bringt aber auch der „Cellulosespiritus“ deshalb keinen Nutzen, weil bei seiner Gewinnung das für die Viehhaltung und damit für die Düngung der Acker wichtigste Produkt fortfällt: die Schlempe. (Schluß folgt.)

## Der Kranz.

Von Samuel Falkland. Deutsch von F. de Graaff.

Im Saale erhob sich der gewohnte Lärm. „Aufziehen!“ rief der Regisseur. Bockchen guckte durch ein Loch in der Coulisse. Die Perrücke hielt er bereits in der Hand. Der Vorhang schloß in die Höhe. Wieder sah er sie sich verbeugen. Und, wahrhaftig, wieder ein Kranz für Hein, den Komiker.

Bockchen zerkaufte die Perrücke in der Hand. Wie viel lange Jahre war er nun schon beim Theater, und noch nie hatte er einen Kranz gekriegt. Na, solche Mädchen wie der Kerl, sich selber Kränze zu kaufen, die machte er auch nicht. Wenn er das thun wollte, dann hätte er schon hundert haben können. Seht doch, wie er sich beim Rampenlicht verbeugt. Hört sie nur klatschen! Nicht die kleinste Ahnung, was Kunst ist! Wenn sie eine Ahnung hätten, so würden sie bei solchen Spiel nicht Beifall klatschen, geschweige denn 'nen Kranz geben!

Während schmiß Bockchen in der Garderobe die Perrücke auf die Erde. Einst war er „junger Mann“ auf einem Comptoir gewesen, hatte ein bißchen deklamirt, seinen Schnurrbart abnehmen lassen, war als Figurant aufgetreten — und jetzt war er Schauspieler. Sogar die Kritik fing an, von ihm Notiz zu nehmen. Die Burmerender Zeitung hatte ihn in einem ersten Stück gelobt, der Theaterkritiker vom Nachrichtenblatt hatte ihn bei einem Lustspiel beifällig erwähnt. Die Auschnitte bewahrte er in seiner Brieftasche. Aber ein Kranz — noch niemals! Fünf Jahre Schauspieler, und kein einziger Kranz! Nur die Hauptrollen kriegten Kränze — und Hauptrollen gaben sie ihm natürlich nicht. Die stecken die Andern ein. Da ließen sie ihn nicht ran. Mit ihren Eifersüchteleien und Intriguen unterdrückten sie ihn. Sie wußten sehr gut, wenn er Gelegenheit hätte, dann würde er mit einem Schläge sie Alle weit, weit in den Schatten stellen. Bockchen klebete sich an; er war in düsterer Stimmung.

Zwar ein wirklicher Künstler kümmert sich nicht um die irdischen Nichtigkeiten; noch andere große Männer hatten leiden müssen, so lange sie lebten; selten ehrt man den Propheten in seinem Vaterlande; die künstlerische Laufbahn war stets besetzt mit den jämmerlichsten Hindernissen — aber doch, so ein liebes kleines Kränzchen, so ein Kränzchen mit langen Bändern — und sich beim Rampenlicht verbeugen — und nochmal verbeugen — o Gott, welch ein Glück! Das war der Gipfel. Das war so eine raffinierte Seligkeit, gerade um zu vergehen, schon bei dem Gedanken daran!

Vor dem Toilettespiegel, das gebundene Gesicht glänzend von dem schmelzenden Fett, träumte er... Aber man störte ihn bei seiner Kranzträumerei.

„Bockchen!“  
Verteufelt, da war Hein, der Komiker, der Glückspilz, dem jedesmal die Lorbeern zuflogen.

„Ja...“  
„Wißt Du mir 'n Gefallen thun?“  
„Natürlich.“

Bockchen lächelte, wie gute Kameraden zu lächeln pflegen.

„Gehst Du direkt nach unserm Hotel?“

„Ja — sofort. Ich bin müde,“ sagte Bockchen.

„Ach, sei dann doch so freundlich und nimm meinen Kranz mit. 's ist kein Theaterdiener hier und ich muß noch weg.“

„Mit Vergnügen, warum denn nicht!“  
Gute Kollegen erweisen einander gern einen Dienst. Das fördert das freundschaftliche Einvernehmen.

„Merci,“ sagte Hein.

So kam es, daß eine Viertelstunde später Bockchen nach dem Hotel zu ging — die Truppe spielte in einer Provinzstadt —, den Kranz über dem Arme. Es war angenehmes Wetter, etwas Regen in der Luft. Bockchen hatte in der That die Absicht, so schnell wie möglich in die Federn zu kriechen. Um sechs Uhr früh reiste die Gesellschaft nach einer anderen Stadt, und sieben Stunden Schlaf war nicht zu viel. Es traten aber Ereignisse ein, Gefühle überkamen ihn, die seine Künstlerseele in mächtigem Aufruhr brachten. Es war kein Schicksal, diese Nacht, wenn auch nicht gerade in den Minuten, so doch im stark beschwippten Zustand zu geraten.

Kaum nämlich befand er sich auf der Straße, so blieb auch schon ein vorüberkommendes Dienstmädchen stehen und sagte laut, voller Bewunderung — zu ihrem Bräutigam, was ich beinahe vergessen hatte zu berichten —:

„Herrsch, was 'ne Pracht von 'm Kranz!“  
Was befragten Bräutigam zu der Antwort veranlaßte: „Gewiß 'n Schauspieler...“

Selbstbewußt wanderte Bockchen weiter. Die öffentliche Würdigung thut Einem doch gut! Hoch auf aber hüpfte sein Herz, als beim Scheine einer Laterne zwei Herren sich nach ihm umsahen, und der eine laut flüsterie: „Das ist nun Louis Bourmeester — der größte Schauspieler...“

Bockchen stolperte über eines der Bänder. Das war grandios! Er erschauerte. Mit Louis verglichen sie ihn — mit Du — wie... Blödsinn machte er kehrt. Er mußte noch ein Glas Bier trinken, ein einziges Glas, und dann in's Bett.

Würdevoll betrat er das vornehmste Café. Mit prozigem Geräusch slog die Thür auf und Aller Augen richteten sich auf den Kranz und auf Bockchen.

Bockchen's festgeschlossenen Mund umgaben die gedankenschweren Falten des großen Mannes. Es war so was in ihm von Napoleon I., wie er, die Hand im Busen, die Augenbrauen gerunzelt, auf dem Achterleben des Frankreich verlassenden Schiffes stand. Kaum daß man die Haarlocke auf der Stirn vermisste. Mit entschlossener, breiter Bornehmheit setzte er sich an den Lesetisch. Nachlässig baumelte der Kranz über seine Stuhllehne.

„Kellner!“  
Was er sagte, war eigentlich ganz etwas Anderes, etwas, das die Mitte hält zwischen „Kellner“ und „Stöllnöd“, und es klang sehr künstlerisch. Jemand, der so „Stöllnöd“ rufen konnte, so gebietend und zugleich so vertraulich, Jemand, der zu gleicher Zeit so achlos mit einem Kranz umging, der mußte ein Künstler sein. Die Aristokratie lag dick oben auf.

Ein paar Minuten lang genoß er die Aufmerksamkeit des ganzen Cafés. Die „Proleten“ flüsteren

mit einander, sprachen über ihn, sahen zu, wie er sein erstes Schlädchen Bier nippte. Bockchen schnitt sie. Er las Zeitungen, er räusperte sich ein paar Mal geräuschvoll. Dann lehnte er sich in seinen Stuhl zurück. Und wahrhaftig, ein altes Herrchen am Lesetisch sprach ihn an.

„Sie haben da einen schönen Kranz, mein Herr. Haben Sie in ‚Die beiden Waisen‘ mitgespielt?“

„Ja wohl. Ganz recht, mein Herr.“  
„Spielt die ‚Königliche Vereinigung‘ auch heut' Abend hier?“

„Ich glaube. Davon nehmen wir jedoch keine Notiz. Ich hätte dort längst ein Engagement kriegen können, mein Herr, aber ein Künstler, mein Herr — ein Künstler, mein Herr — der geht da zu Grunde. — Nein, mein Herr, nicht für alles Geld der Erde könnten sie mich dahin bekommen.“

Er wurde geprügelt, bestellte ein zweites Glas, begann über die Kritik zu reden:

„... Die Kritik, mein Herr — das ist meistens nix — um die kümmerge ich mich nicht soviel — allemal Klüquenhystem — und nicht für'n Sechser Theaterverstand — absolut nix. — Und Sie müssen nicht etwa denken, mein Herr, daß ich so spreche, weil ich Grund zum Klagen hätte! Nicht im Entferntesten. Ich habe Kritiken, die sich sehen lassen können, das werde ich Ihnen beweisen; aber nicht soviel mache ich mir daraus!...“

Bedächtlich zog Bockchen die Brieftasche hervor und faltete die Auschnitte aus der Burmerender Zeitung und die Rezension vom Nachrichtenblatt auseinander.

„Was steht hier, mein Herr? ... Auch Herr Bockchen führte seine Rolle mit großem Talente aus. Ihm kommt ein Wort des Lobes zu... Und was steht hier: ‚Herr Bockchen machte einen prächtigen Kopf daraus.‘ — Und doch gebe ich absolut nichts, keinen Pfifferling um Rezensionen, mein Herr! Mein Wort darauf...“

Gleichgültig steckte Bockchen die Auschnitte wieder in seine Brieftasche — und schwieg. Nach ein paar Minuten stand er auf, zahlte und ging, indem er mit Würde das allgemeine Ausrufen über sich ergehen ließ. Den Kranz hielt er nun in der Hand, etwa wie der Vorstand eines Festcomités, der eine Ansprache an einen Jubilar halten will. Draußen überlegte er einen Moment. Dann trat er in das Haus nebenan. Auch ein Café. Da saß eine ganze Anzahl Stammgäste um den Lesetisch. Neugierig blickten sie auf. Bockchen schritt durch den ganzen Saal, vorbei an ein paar Duzend leeren Tischen, und setzte sich wieder hin. Und nach einer kurzen Stille rief er, noch aristokratisch als vorher: „Stöllnödöör!“ — Der Kranz lag breit auf der Marmorplatte des Tischchens.

„Cognacrogel!“ Das war verkehrt. Hätte er es bei ein paar Gläschen Bier gelassen, dann wäre das Abenteuer wohl minder ärgerlich abgelaufen. Aber er wollte. Sie waren nun mal so fidel bummeln, sein Kranz und er. Sein Kranz und er konnten so viel des Guten nicht vertragen. Sein Kranz und er wurden gefeiert. Man wandte kein Auge von ihnen ab. Er hörte die am Stammtische flüstern über den Kranz — über ihn selber.

Künstlerhaft, kurz angebunden trank er seinen Grogg, bezahlte — die Sache wurde ein bißchen theuer —, nahm den Kranz über den Arm (diesmal wie eine Bürgerfrau ihren Heutellorb, wenn sie auf den Markt geht), ruhig, aber pompös wie ein Pfau. Diesmal hatte er weder die Kritik aus der Furmerender noch die vom Nachrichtenblatt gezeigt. Schließlich genigte ja auch sein Kranz und seine Mimit Napoleon I. (Schlacht bei Waterloo oder auf St. Helena).

Und je mehr er Groggs trank und sich in weiteren Café-Restaurants der Provinzstadt sehen

ließ, desto mehr stieg sein Hochmuth, wuchs seine Grandezza.

Von einem Café ging er in's andere, überall düster blickend, Falten des Stolzes um den Mund, die Stirn gerunzelt, wie ein dozirender Gelehrter — den Kranz (ja, den Kranz!) sehr nachlässig über der Schulter, unter'm Arm oder in der Hand. Und langsam fühlte er sich so künstlerhaft-glücklich, stieg solch' eine wonnige Behaglichkeit in ihm auf, daß es ihm Mühe kostete, den geziemenden Künstlerernst zu bewahren und die erhabenen Cäsar-Falten unverfälscht vor dem Cafépublikum spazieren zu führen.

Erst gegen Morgen begleitete ihn ein gutmüthiger Nachtwächter nach dem Hotel. Bodchen's Augen waren blutunterlaufen und schienen aus ihren Höhlen springen zu wollen. Es lag eine vornehme Zurückhaltung in seinem Wesen. Noch immer war seine Geberden edel, sein Mienenpiel erhaben, ab die Bänder seines Kranzes, irdischer als er, schleift durch die Pfützen.

Bodchen war das erste und letzte Mal in seinem Leben glücklich und fühlte nichts von dem kalten Regenguß. —



**\* Herbstakkorde. \***

**Glaublose Besse**

Strecken die Bäume  
Die flehend erhobene  
Hände gen Himmel,  
Und wo ich schreite:  
Zu meinen Füßen  
Ein dürres Rascheln,  
Als glitte zur Seite  
Mir leicht der Tod ...

Im Sauch des Nordwinds  
Flattert hoch oben  
Im Wipfel der Eiche  
Das letzte Blatt.

Wohle hernieder,  
Einfames Blatt!

Nieder zum Staub  
Müssen die bunten  
Schimmernden Hinder des Senzes alle;  
Nieder zum Staub  
Müssen die seligen  
Wälderträume des Menschenberzens,  
Müssen die stolzen

Sichgedanken der Menschenfirne —  
Und er selber, der Mensch,  
Der hochgewaltige, seelenbegabte  
Erdbegleiter,

Nieder muß er,  
Nieder zum Staub!

Du kennst sie, die ewigen  
Wandellosen Gewalten —  
Was sträubst Du Dich?!  
Schärfer weht der Nordost.  
Durch kahles Gezweig  
Aubert und pfeift  
Sein eisiges Gelächter ...  
Einfames Blatt,  
Du sinkst! —

Clara Müller.

**Flamische Spitzklopplerin.** Sie hat das Arbeitstüchlein ganz an das große, vielgeheilte Fenster gerückt. Ihre schwermüthige Arbeit erfordert viel Licht, und die Straße ist schon mal und die Tage sind schon lang und schön.

Obne die Klappstühle aus der Hand zu lassen, schaut sie erschöpft von der Arbeit auf. Das geht dem Abgänger bis zur fünften Nacht in rasselnder Einseitigkeit, kann, daß ein paar Kunden für die Klappstühle abfallen. Gewarheit!

Schon im nächsten Augenblick wird sich der glattgeschliffene Kopf mit der großen, weißen Haube über das Klappstühlen beugen und die Klappel werden flink aus einer Hand in die andere wandern und die erhabenen auf ihren angetrockneten Füßen nach dem Muster der jetzigen, auf dem Tischchen vor ihr liegenden Spitze herabhängen.

Die antarktische Vegetation dürfte, wenn man den jüngsten zufolge, nicht ganz so spärlich und armuthig sein, wie man sich daselbst vielfach vorstellt. Nach kürzlichen Beobachtungen sind isothermische Ver-

hältnissen, die man an diese Beobachtungen geknüpft hat, kommt Georg von Neumayer in seinem Werke: „Auf zum Südpol“ (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus) zu folgenden Schlüssen: Im Inneren tiefer Fjorde oder schmaler Sundes, die die Südpolarländer, auch die bisher noch unbekannt, jedenfalls darbieten, herrschen viel günstigere klimatische Verhältnisse, als an der Außenküste oder gar auf kleinen freiliegenden Inseln. Das Land ist dort geschützt gegen die rasenden Stürme, die fast ununterbrochen die exponirten Küsten heimsuchen, und ferner weniger bereift, da die Niederschläge geringer sind.

Die äußerste Spitze des Gebietes der antarktischen Länder ist nur dreißig Meilen von den südlichen Inseln entfernt, auf denen noch Müllerpflanzen, Moose, Algen, und Flechten gedeihen. Es ist auch nicht einzusehen, warum den unbekannt Ländern Vegetation fehlen sollte.

Überall wurden zwischen den Gletschern eisfreie Partien des Landes gesehen. Steile Felswände mit den Klippfelsen von Nebel, über die das Eis herabfällt, statt sie zu umhüllen, bieten anspruchslosen Pflanzen genügenden Raum. Die Nähe des Eises aber stört die Pflanzen nicht, die dicht neben, ja selbst auf und unter dem Eise sich lebenskräftig erhalten können. Die Kälte schadet ihnen nicht, eher werden ihnen Sonne und Trockenheit gefährlich. Gegen beide aber bietet ein größeres Ländergebiet günstigere Schlußwinkeln, als kleine Inseln.

So ist es demnach nicht ausgeschlossen, daß es beim Betreten der Südpolarländer gelingt, Pflanzen zu finden. Das Fehlen der Pflanzen unter klimatisch nicht ganz ungünstigen Bedingungen könnte nur als Wirkung der Eiszeit aufzufassen sein, da Tertiarpflanzen aus jenen Breiten bekannt sind.

**Die Wanderung der Eisenbahnschienen.** Mit der eigenhändigen und weit über die technischen Kreise hinaus Interesse erweckenden Erscheinung der Verschiebung des Oberbaues unserer Dampfisenbahnen, namentlich der Verschiebung oder Wanderung der Eisenbahnschienen, hat sich der internationale Eisenbahngesetz eingehend beschäftigt. Die Grundlage der Verhandlungen bildete der interessante Bericht der Ingenieure Engerth und Spitz von der österreichisch-ungarischen Staatsbahngesellschaft, aus dem Folgendes zu entnehmen ist. Die Verschiebung der auf den Schwellen befestigten Eisenbahnschienen in der Richtung der Fahrt des Zuges wird durch die Reibung der Räder hervorgerufen; diese Erscheinung wird ganz besonders durch die gleitende Reibung der Räder während des Bremsens begünstigt. Die Verschiebung während des Bremsens ist so stark, daß sie durch die an den Umpfängen der Riebräder der Lokomotiven aufwirkenden Kräfte, welche die Schienen in der der Fahrt entgegengesetzten Richtung zu verschieben trachten, nicht aufgehoben wird. Diejenigen Gleise, die immer nur in einer und derselben Richtung von den Zügen durchfahren werden, weisen die Schienenwanderung ganz besonders stark auf, weil hier auch die Kräfte, die bei der Ueberwindung jeden Stopfes, worunter der Hauptmoment je zweier Eisenbahnschienen zu verstehen ist, anwirken, die Verschiebung durch die Zug- und Bremswirkung in der Fahrtrichtung stark begünstigen.

Ist durch diese theoretischen Betrachtungen, die durch die Erfahrungen der Praxis ihre Richtigkeit bestätigen, die Erscheinung des Wanderns der Gleise als gelöst zu betrachten, so handelt es sich nun noch darum, auch für die Thatsache, daß der eine Schienenstrang mehr wandert als der andere zum Gleise gehörige, eine Erklärung zu finden. Am hat man zunächst festgestellt, daß diese ungleiche Wanderung der Eisenbahnschienen am stärksten in den Kurven auftritt. Diese Erscheinung ist darauf zurückzuführen, daß in den Krümmungen die Seilendrucke stärker einwirken als auf den geraden Strecken und daß sich die seitlichen Drücke auch auf den einen Strang stärker äußern als auf den anderen Strang. Weiter wirkt das Ver-

hältnis der sogenannten „Ueberhöhung“ (die darin besteht, daß in der Kurve die äußere Schiene höher liegt als die innere Schiene eines Gleises, damit der Zug beim Durchfahren der Kurve nicht durch die an der äußeren Schiene wirkende Zentrifugalkraft aus dem Gleise geschleudert wird) zu der Fahrgewindigkeit der Züge ebenfalls auf die ungleiche Wanderung der beiden Stränge eines Gleises ein.

Da nun aber die ungleiche Verschiebung auch an geraden Strecken beobachtet worden ist, so kann die Ursache der Wanderung bei den Kurven gegebene Erklärung hierfür nicht ausreichen, bezw. nicht in Betracht kommen. Aber auch der Oberbau einer Eisenbahn selbst scheint für diese Erscheinung nicht zur Erklärung geeignet zu sein, denn die Ansicht der Ingenieure Engerth und Spitz, die eine ganz neue Erklärung bedeutet, hat in den Kreisen der Eisenbahntechniker große Zustimmung gefunden. Die Erscheinung der ungleichen Wanderung der Schienenstränge eines Gleises in den geraden Strecken wird nun in Zusammenhang gebracht mit der beobachteten ungleichen Abnutzung der Spurstränge der Lokomotive. Man hat zum Beispiel festgestellt, daß zwischen der stärksten Abnutzung der linken Spurstränge mancher Lokomotiven und der stärkeren Wanderung des rechten Stranges des Gleises ein gewisser Zusammenhang besteht. Die stärkere Abnutzung der linksseitigen Spurstränge ist nun wieder in den Lokomotiven beobachtet worden, die die Voreile der einen Kurbel gegen die andere auf der linken Seite haben. (Unter Voreileung versteht man in der Maschinenlehre die verschiedene Stellung der Kurbeln zueinander, damit die Maschine beim Anlassen in beide Richtungen in der Stellung des toten Punktes stehen findet.) Die Voreileung der Kurbeln, die bei Lokomotiven meist 90 Grad beträgt, ruft eine ungleiche Schlingerbewegung hervor, die sich darin äußert, daß die Seite, auf der die Lokomotivkurbel voreilt, auch eine stärkere Wanderung des Gleisstranges erkennen läßt. Da aber die Wirkung der Kräfte der Lokomotivräder sich in der der Fahrt entgegengesetzten Richtung äußert, so ist die Thatsache erklärlich, daß auf den Bahnen Westpreussens, viele Lokomotiven mit linksseitiger Voreileung der Kurbeln haben, die rechten Schienenstränge stärker wandern, während auf den österreichischen Eisenbahnen, auf welchen meist Lokomotiven mit rechtsseitiger Voreileung verkehren, die linken Gleisseiten eine stärkere Wanderung erkennen lassen. Mit dieser Erklärung steht auch die Thatsache im Einklang, daß auf Strecken mit Gefäll, auf denen also ohne Dampf gefahren werden kann, wohl eine starke, aber keine ungleiche Schienenwanderung beobachtet wurde, während Strecken mit Steigungen starke Voreileungen des einen Schienenstranges vor dem anderen leicht erkennen lassen. Die ungleiche Voreileung der Schienen wird behindert, wenn die Zylinder der Lokomotiven nicht den Seiten liegen, sondern zentral angeordnet sind. Die elektrischen Lokomotiven, welche die Motoren der Längsachse besitzen, rufen aus diesem Grunde ebenfalls keine ungleiche Wanderung der Eisenbahnschienen hervor. —

**Sonderbare Rechnungsformulare** waren noch im zweieinhalb Jahrhundert im Oesterdal (Nortvegegang und Gäbe. Von dem Geschäftsberecher der Oesterdaler Holzbauern mit ihren Auftraggebern erzählt L. Passarge in seinem bei Eischer in Leipzig erschienenen Buche „Sommerfahrten in Nortvege“. So primitiv waren damals in dieser jetzt verhältnismäßig reichen Gegend die Verhältnisse, daß man die Holzbauern aus dem Oesterdal die Zahl der abgelesenen Stempel mit Kreide auf den Rücken schrieb mit dieser Rechnung ließen sie eilfertig zum Kompten ihres Abnehmers, lehrten diesem schweigend den Mund und empfingen ihr Geld; die Würste aber vertrat die Quittung des Bauern. —

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

\* Das „Sturmlied von Meer“ von Clara Müller. Gedruckt in G. H. B. Dieg, Hamburg.